

Ein Reisebericht

Ukraine – zwischen Europa und Russland

Arnulf Baring

Am 12. Oktober 1999 stimmte die Parlamentsmehrheit eines großen osteuropäischen Landes für eine Resolution an den Senat der Vereinigten Staaten von Amerika. Das alarmierende Dokument, eingebracht von der parlamentarischen Untersuchungskommission zur Bekämpfung des organisierten Verbrechens, gewann – zwei Wochen vor den Präsidentschaftswahlen des Landes – erheblich an Brisanz. Detailliert beschrieben die Abgeordneten, dass sowohl der amtierende Präsident, seine Tochter als auch weitere hohe Regierungsbeamte unrechtmäßig Konten und Immobilien im Ausland besitzen.

Welches Land war es? Wo in Osteuropa herrschen derartige politische Verhältnisse? Wo die Korruption, die den Staat prägt, bisher nur von der russischen Großmacht bekannt war? Es ist die Ukraine, früher Kornkammer der Sowjetunion, die von den Karpaten bis fast an die Wolga reicht und damit Europas größter Flächenstaat ist. Neben der geographischen Lage, dem Zugang zum Schwarzen Meer, den bedeutenden Bodenschätzen stellen die 52 Millionen Einwohner nebst der zweitgrößten Armee auf dem Kontinent Faktoren dar, die der Ukraine den Status eines „geopolitischen Dreh- und Angelpunktes“ verleihen, wie der frühere US-Si-

cherheitsberater Zbigniew Brzezinski 1997 in seinem Buch *Die einzige Weltmacht* schrieb.

Wir haben bereits auf zurückliegenden Studienfahrten nach Galizien und in die Bukowina erfahren können, dass sich zu der anhaltenden Wirtschaftskrise und den massiven Reformproblemen noch eine politische Spaltung der Ukraine gesellt: Die deutsch, österreichisch und polnisch geprägte Westukraine ist national-ukrainisch, der Osten hingegen prorussisch und links gestimmt. Doch wie sieht es in den ursprünglichen ukrainischen Siedlungsgebieten aus? Wo liegen die geschichtlichen Wurzeln des „Grenzlandes“, der historischen Scheide zwischen Europa und Russland, östlich und südlich des Dnjepr? Daher unternahmen wir eine Exkursion mit über 4000 Kilometern Luftlinie, die uns zentral in die Ukraine führen sollte: Über Kiew ging die Reise nach Odessa, von dort aus auf die Krim.

Diese drei sehr unterschiedliche Regionen umfassende Route sollte uns ermöglichen, ein differenziertes Bild von der aktuellen Lage des seit acht Jahren unabhängigen Staates zu entwerfen. Dabei stand unser Hauptanliegen, die Grenzen Europas auszuloten, im Vordergrund, auch die Erwar-

tung, das Trennende wie Verbindende von Ost und West in diesem Raum aufzuspüren. Dies gestaltete sich umso erlebnisreicher, da wir mitten im Wahlkampf die Ukraine bereisten: Kam den dritten Präsidentenwahlen tatsächlich die entscheidende Bedeutung für den weiteren Reformkurs zu?

Die Patona-Brücke über den Dnjepr, auf der wir nach unserer Ankunft in Kiew einfahren, lässt bereits beim Überqueren die Dimensionen dieses Raumes erahnen: Der die Hauptstadt genau in Nord-Süd-Richtung teilende Strom ist gewaltig und doppelt so breit wie der Rhein. Gleichzeitig wird schnell bewusst, dass die jüngste Vergangenheit des ehemaligen Ostblocklandes noch immer architektonisch und damit auch atmosphärisch präsent ist: Mannshohe Mittelplanken aus klobigen Betonquadern versperren die Rundumsicht auf das Wasser. Dabei liegt Kiew reizvoll – so wie Rom – auf sieben Hügeln, die aber vom Besucher in dem Häusermeer der 2,6-Millionen-Metropole kaum ausgemacht werden können.

Architektonische Kostbarkeiten

Am ersten Tag wandeln wir auf den Spuren des alten, am westlichen Ufer liegenden Kiews, besichtigen die interessantesten Sehenswürdigkeiten der drei ältesten Stadtteile. In Petschersk besuchen wir das berühmte Höhlenkloster Lawra, ein weitläufiger Komplex von Kirchen und Klosteranlagen aus neun Jahrhunderten, weithin sichtbar mit ihren goldenen Kuppeln. Im Mittelalter galt das darunter liegende Labyrinth aus Kapellen und Galerien, in denen die Mönche beigesetzt wurden, als eine Attraktion, als ein Weltwunder. Es bildete sich sogar die Legende heraus, dass vom Kiewer Höhlenkloster ein unterirdischer Gang bis zum fünfhundert Kilometer entfernten Smo-

lensk führe. Der einstige Sitz des kirchlichen Oberhauptes, des Metropoliten, und wichtiges Zentrum orthodoxer Kultur war lange Zeit für die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Stalinistische Kulturpolitik hatte ihre Wirkung gezeitigt. Wir waren beeindruckt, mit welchem Einsatz die zerstörten und verkommenen Kirchen jetzt wieder aufgebaut oder restauriert werden.

Ein imposantes Bauwerk ganz anderer Art befremdet uns in der nahe gelegenen Gedenkstätte, die der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges 1941 bis 1945 gewidmet ist: die Figur der „Mutter Heimat“. Die strenge Frauengestalt mit Schwert und Schild thront auf einem vierzig Meter hohen Sockel, sie selbst misst 68 Meter – größer als die amerikanische Freiheitsstatue. Gigantomanie pur und unübersehbarer Anspruch der kommunistischen Erbauer, die eigene Legitimation – verewigt in rostfreiem Stahl – aus der Bewältigung der nationalen Tragödie abzuleiten. Wir wenden uns nun der Oberen Stadt zu, bestaunen das Michaelskloster. Die große Anlage, gekrönt von einem riesigen, in blauen Farben gehaltenen Glockenturm, scheint unverändert aus dem elften Jahrhundert herzurühren, wurde in der Stalinzeit dem Erdboden gleichgemacht und ist daher jetzt erst zwei Jahre alt. Für die Finanzierung des Wiederaufbaus wollte sogar der bekannte Fußballclub Dynamo-Kiew aufkommen, bevor die staatlichen Behörden ihre Zuständigkeit erklärten. In der Nähe bringt uns ein weiteres Denkmal die bewegte ukrainische Geschichte näher: eine seltsame Figur, der ein Herz ausgeschnitten ist. Dies symbolisiere den ukrainischen Holocaust, den Verlust von vier bis sechs Millionen Menschen, eine Mordaktion, die jahrzehntelang vertuscht und immer noch kaum bekannt ist. Zwischen 1932 und 1933 entvölkerte infolge ver-

fehler Kollektivierungspolitik eine schreckliche Hungersnot das Land, die Genosse Stalin freilich damals ein „Märchen“ nannte. Konträr dazu begegnen wir im Historischen Museum dem Goldenen Zeitalter im Geschichtsbild der Ukrainer. Dort veranschaulicht ein mit viel Liebe im Detail gestaltetes Panorama-Modell das mittelalterliche Kiew: Gewaltige Befestigungsanlagen, mehrere Burgen schützen dutzende Paläste und Kirchen. Das Kiewer Reich entstand im neunten Jahrhundert unter maßgeblichem Einfluss normannischer Waräger, die dem Reich auch ihren Namen „Rus“ gaben, der bis heute in Russland weiterlebt. Von Konstantinopel aus übernahm das Kiewer Reich am Ende des zehnten Jahrhunderts offiziell das Christentum byzantinischer Prägung und entwickelte die byzantinische Kultur schöpferisch weiter. Schließlich, unter der Regentschaft Jaroslaw des Weisen (1035 bis 1054), erlebte das Reich seine Blütezeit. „Kaum je in ihrer späteren Geschichte“, wie der Historiker Andreas Kappler schreibt, „lagen die Ostslawen in ihrem Entwicklungsstand so nah an Mittel- und Westeuropa wie im elften Jahrhundert“.

Der Glanz Kiews

Zudem verstand es Jaroslaw, der „Schwiegervater Europas“, seine Töchter an wichtige europäische Herrscherhäuser zu verheiraten. Er legte mit dem Bau der Verteidigungsanlagen wie dem Goldenen Tor oder der Sophienkathedrale den Grundstein für das Entstehen eines neuen Zentrums: Kiew wurde damals mit 40 000 Einwohnern nach Paris die zweitgrößte Stadt Europas. Die Sophienkathedrale mit ihren 260 Quadratmetern an Mosaiken und 3000 Quadratmetern an Fresken erinnert tatsächlich

noch immer an dieses Goldene Zeitalter. Nach dem Vorbild der Hagia Sophia gestaltet, hat das Gebäude strenge, byzantinische Maßverhältnisse.

Über die im vorigen Jahrhundert angelegte Andreasstraße, heute eine Touristenmeile, gehen wir hinunter in den Stadtteil Podil. Im Haus Nr. 13 befindet sich ein kleines, ungewöhnliches Museum. Dort verlebte einer der bedeutendsten Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts Kindheit und Jugend: Michail Bulgakow. 1881 in Kiew geboren, verbrachte er hier den Winter 1918/19, als der Bürgerkrieg tobte, und benutzte das Elternhaus, detailgetreu nachgestellt, als einen der zentralen Schauplätze seines ersten Romans *Die Weiße Garde*. Das Haus steckt voll von der Phantasie und Doppelbödigkeit, für die Bulgakow bekannt war. So entpuppt sich beispielsweise ein Schrank bei näherem Betrachten als eine Tür. Jeder Raum ist in ein anderes Licht gehüllt, das Mobiliar jeweils in einer Farbe gehalten. Insgesamt ist dem Museum die Verehrung, ja der Leiterin die Verliebtheit in ihre Ausstellung anzumerken. Schriftsteller, so erfahren wir, werden in der Ukraine wie in Russland als lebendiger Bestandteil des eigenen Lebens betrachtet. Ihre Lebensdaten gehen den Menschen in Fleisch und Blut über.

Um den Samsonbrunnen, einem Barockpavillon und beliebten Treffpunkt, liegt das Zentrum des Podil, das uns ausgesprochen gut gefällt. Viele alte, teilweise im klassizistischen Stil errichtete Gebäude verleihen dem Stadtteil eine ganz besondere Note – in scharfem Gegensatz zu den grauen Neubaugebieten auf dem gegenüberliegenden, östlichen Ufer des Dnjepr. So steht noch das altehrwürdige Haus, in dem Peter der Große 1706/07 auf dem Wege nach Poltawa wohnte, und die berühmte Mohyla-Akademie. Der Begründer und Metropolit Petro

Mohyla (1596 bis 1647) hatte in Lemberg und Paris studiert, formte nach dem Vorbild der Jesuitenschulen das orthodoxe Collegium Kijovense Mohileanum, das unter Peter dem Großen zu einer Kadenschmiede für das Russische Reich wurde. „Der Einfluss der Ukraine und der Kiewer Akademie auf die russische Kultur, ihre Rolle als Vermittler westeuropäischer Ideen, kann kaum überschätzt werden.“ (Andreas Kappeler)

Dramatische Wirtschaftslage

Ullrich Thießen von der Deutschen Beratergruppe Wirtschaft erklärt uns die dramatische Wirtschaftslage des Landes: „Die Ukraine ist das einzige Transformationsland, das noch kein Jahr mit realem wirtschaftlichen Wachstum erlebte. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) beträgt pro Kopf zwischen 530 und 2500 US-Dollar, je nachdem wie hoch die Schattenwirtschaft einkalkuliert wird. Das sind zwischen zwei und neun Prozent des deutschen Pro-Kopf-Einkommens. Und die Auslandsinvestitionen tendieren gegen null.“ Der wirtschaftliche Reformprozess der Ukraine sei durch einen grundsätzlichen Widerspruch charakterisiert. Auf der einen Seite betone die ukrainische Regierung ihre Absicht, die Wirtschaft so umzugestalten, dass sie als Marktwirtschaft vom Westen anerkannt werde. Im Gegenzug beschließe etwa das Parlament, dass 4500 Großunternehmen nicht privatisiert werden dürften.

Geradezu abenteuerlich mutet sein nächstes Beispiel an: So seien bei einer Versammlung von 2000 Unternehmensleitern im Präsidentenpalast die Türen so lange verriegelt worden, bis diese die Bezahlung ausstehender Steuerzahlungen zugesichert hätten. Kurz darauf aber habe der Premierminister an eben jene Manager großzügig Subventio-

nen verteilt. Nach wie vor ungelöst sei das zentrale Problem im Energiesektor: Die Abhängigkeit der Ukraine von russischen Erdöl- und Gaslieferungen liege noch immer bei fünfzig Prozent. Doch stelle sich möglicherweise die Frage, ob und inwieweit die westliche Kreditvergabe-Politik zum Reformstau beigetragen habe: „Der Internationale Währungsfonds (IWF) hat alle Rückschläge durchgehen lassen. Nur um die Westorientierung nicht zu gefährden, sind der Regierung seit fünf Jahren Kredite gewährt worden, ohne strukturelle Reformmaßnahmen einzufordern.“ In den nächsten fünf Jahren, so seine Prognose, werde sich die düstere Lage zuspitzen, dann sei das Land reif für wirklich einschneidende Reformen. Das Fazit seines vierjährigen Aufenthalts klingt deprimierend, dennoch sei er froh über jeden Tag, den er in Kiew und nicht in Moskau verbringe (weil es sich hier besser leben lasse): „Unsere Arbeit ist im Grunde vergebens. Den Staatsbankrott zahlt letztendlich der Westen.“

Danach besuchen wir die Redaktion des *DEN*, einer der bekannteren Tageszeitungen und Mitglied des Weltpresse-Clubs, wo wir eine engagierte Journalistin treffen.

Zustand der Pressefreiheit

Larissa Iwschena leidet merklich unter dem schlechten Zustand ihres Landes. Auf unsere Frage, warum sich die Redaktionsräume nicht – wie zu vermuten wäre – im Zentrum, sondern etwas außerhalb der Stadt in einem reinen Wohngebiet befänden, entgegnet die Chefredakteurin: „Wir sind eben nicht der Liebling der Macht, und ich bin sehr stolz darauf!“ Damit führt sie uns zugleich den Zustand der Pressefreiheit vor Augen, die es kaum gebe: Die meisten ukrainischen Zeitungen könnten nur mit finan-

zieller Unterstützung seitens des Staatskomitees für Informationspolitik der Ukraine existieren, was sich wiederum im Einfluss des Herausgebergremiums auf den redaktionellen Inhalt niederschlägt. „Wir aber verstehen uns als ‚Leuchtturm‘ des ukrainischen Journalismus und bekommen keine Gelder.“

Das auf ukrainisch wie russisch erscheinende Blatt mit einer Auflage von 70 000 bis 100 000 Exemplaren sei im besten Sinne patriotisch. Als die Debatte lief, ob die Ukraine wegen der Todesstrafe aus dem Europarat ausgeschlossen werden sollte, habe sich die Zeitung in einem offenen Brief mit dem Titel „Lasst uns nicht mit dieser Regierung allein!“ an die Parlamentarier gewandt. Das habe natürlich vielen hier nicht gefallen, doch die Zeitung bemühe sich weiterhin um ein gutes Image der Ukraine. „Den einzigen Grund, warum wir noch nicht geschlossen worden sind, verdanken wir unserer Internet-Ausgabe, die weltweit von 200 000 Lesern genutzt wird. Durch die vielen ausländischen Kontakte sind wir kein rein ukrainisches Medium mehr.“

Mit Alltagsorgen beschäftigt

Mittags erläutert uns der deutsche Botschafter, Eberhard Heyken, die allgemeine Situation in der Ukraine. In breiten Schichten der Bevölkerung herrsche große Unzufriedenheit, da seit Monaten die Gehälter nicht ausgezahlt würden, sodass viele Menschen vollauf mit Alltagsorgen beschäftigt seien. „Obwohl das Land die Talsohle nicht durchschritten und die ukrainische Währung rapide an Wert verloren hat, ist das Finanzsystem – dank der umsichtigen Zentralbank – noch nicht kollabiert.“ Doch auch er hält die Reformversuche für unzulänglich. Eine radikale Steuerreform sei dringend notwen-

dig. „Und was den Wahlkampf angeht, sehen Sie selbst: Sie sehen nichts!“ Trotz fehlender Plakate sei, sehr zu seinem Erstaunen, das Interesse der Bevölkerung beachtlich. „Praktisch steht die Entscheidung auf dem Spiel, ob die Wahl den bisherigen Kurs bestätigt oder ob es eine Neuorientierung geben wird. Letztlich sind es aber die westlichen Finanzinstitutionen, die nach den Wahlen sehr direkt auf eine nachhaltige Durchführung der Reformen drängen werden.“ Von den fünfzehn offiziellen Kandidaten hätten sich die vier ernst zu nehmenden zu einem Links-Bündnis vereint, das den bisherigen Präsidenten, Leonid Kutschma, herausfordere. Kutschma hingegen, dem Heyken die größten Chancen einräumte, nutze ungehemmt den Staatsapparat für seine Wiederwahl, was ihm jüngst eine Klage vor dem Europarat einbrachte.

Korruptible Manager-Fürsten

Mit Julija Tymoschenko sitzen wir dann einer 39-jährigen Politikerin und Unternehmerin gegenüber, zudem einer charmanten Frau, die gerne als Hoffnungsträgerin der künftigen ukrainischen Elite gehandelt wird. Aus erster Hand kann sie uns als Vorsitzende des parlamentarischen Haushaltsausschusses von den enormen Schwierigkeiten berichten, mit denen sie in einem so wichtigen Politikbereich konfrontiert ist. Vor ihrem Eintritt 1996 in die Politik und Gründung der liberal-nationalen Partei Gromada (Vaterland) leitete sie 1991 bis 1995 einen Zulieferbetrieb in der Energiewirtschaft. Scharf kritisiert sie die Finanzpolitik der Regierung Kutschma: „Es fehlt eine Finanzpolitik wie überhaupt eine einheitliche Linie!“ Angefangen bei dem Steuersystem, das absolut irrational sei, bis hin zur Privatisierung, die bis heute keinen Ertrag

gebracht habe, bedeuteten die vergangenen vier Jahre nicht nur einen Verlust, sondern eine ständige Verschlimmerung der Lage. Die Unternehmen hätten es bisher nicht geschafft, effektiv zu produzieren. In einem Anflug von Galgenhumorscherzt sie, dass in unserem Gespräch Übersetzungsprobleme auch dadurch auftreten könnten, „weil diese Art von Geschichten nicht in die Sprache eines zivilisierten Landes übersetzbar sind: Wie kann es sein, dass bei uns mehr als 65 Prozent der Unternehmen auf Dauer mit roten Zahlen arbeiten?“ Hauptgrund dafür seien die so genannten „roten Barone“:

Macht der Clans

Die Manager der meisten – noch immer staatlichen – Großunternehmen regierten wie Fürsten, schafften künstlich rote Zahlen, um in die eigene Tasche wirtschaften zu können. „Dass diese zur allerkorruptesten Schicht unseres Landes gehören, ist keine geheime Information, das ist Realität.“ Darüber hinaus führe ihre Kommission einen wöchentlichen, „blutvergießenden“ Kampf mit dem IWF, nicht weil sie die Notwendigkeit dieser Institution ablehne, sondern weil deren Vertreter ganz andere Auffassungen von Finanzpolitik hätten. „Beispielsweise die Mehrwertsteuer: Ich sehe ja ein, dass diese in anderen, westlichen Ländern durchaus Sinn macht. Doch sie bei uns einzuführen grenzt an Unmöglichkeit, da ein entsprechendes Zahlungssystem gar nicht vorhanden ist.“ Den untraditionellen Finanzproblemen der Ukraine sei eben nicht mit traditionellen Lösungen beizukommen. Sie bittet um Verständnis, dass in einem erst seit acht Jahren unabhängigen Land Chaos herrsche.

Abschließend ist es uns gelungen, den Präsidentschaftskandidaten zu treffen, der als

der wichtigste Herausforderer des Präsidenten gilt: Oleksandr Moros, Vorsitzender der Sozialistischen Partei und Anführer des linkszentristischen Blocks. Moros, von 1994 bis 1998 ukrainischer Parlamentsvorsitzender, dem nachgesagt wird, einer der wenigen integren Politiker zu sein, macht auf uns tatsächlich einen sympathischen Eindruck, wirkt aber sehr resigniert. „Ich werde konsequent in den Medien totgeschwiegen.“ Der Missbrauch der staatlich kontrollierten Medien sei skandalös; er gehe sogar so weit, dass der Justizminister öffentlich verkünde, dass nur der gegenwärtige Präsident gewählt werden dürfe! Ja, er werde vom Nachfolge-Geheimdienst beschattet und abgehört. „Es ist vollkommen klar, dass wir nicht in einem demokratischen Land leben.“ Clans besäßen die eigentliche Macht im Land. Daher hätten die anderen drei linken Kandidaten zusammen mit ihm den Europarat gebeten, zur Wahl unabhängige Beobachter zu entsenden. Ferner erläuterte er uns Kernpunkte seines Wahlprogramms: forcierte Demokratisierung, Beseitigung der Korruption und Schaffung von Investitionsanreizen. „Ich bin nicht grundsätzlich gegen die Privatisierung, aber bei Grund und Boden wäre ich vorsichtig, denn die Bauern haben einfach kein Geld.“ Außenpolitisch müssten natürlich die IWF-Anleihen verringert und der Zugang zur EU gesucht werden. Als es um Themen wie NATO-Osterweiterung und die Bombardements im Kosovo geht, spüren wir aber, dass Moros teilweise noch in alten Feindbildern gefangen ist.

Perle am Schwarzen Meer

Mit dem Nachtzug aus dem Norden kommend, erreichen wir Odessa, die Perle am Schwarzen Meer, deren Mythos einst Rei-

sende begründeten: Diese Stadt klang irgendwie nach Südsee. Doch im Morgengrauen ist davon nicht viel zu erahnen. Odessa war einst das bekannteste Zentrum deutscher Kolonisten im Schwarzmeer-Raum, die auf Erlass Katharinas der Großen 1763 ins Zarenreich geholt wurden. Von den ursprünglich 400 000 Deutschen, die auf dem Territorium der Ukraine lebten, sind noch knapp 40 000 geblieben. Nun versuchen Bayern und die Ukraine „Russland-deutsche“, die während des Zweiten Weltkrieges deportiert wurden, wieder in den ehemaligen Wohngebieten heimisch zu machen.

Deutsche Dörfer

Mit Unterstützung des Bundesinnenministeriums und der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) sind in den alten deutschen Dörfern neue Häuser, Schulen und Kirchen gebaut worden. Eines davon, Peterstal, fahren wir an. 1993 aus einem Container-Dorf hervorgegangen, besteht die Gemeinde nun aus hundert Kasachstan-Deutschen, nachdem achtzig erst kürzlich nach Deutschland ausgewandert sind. Wir laufen die einzige Straße hinunter, an der links und rechts einfache Einfamilienhäuser aufgereiht sind. Alles macht einen ordentlichen Eindruck, auch die 1997 eingeweihte lutherisch-evangelische Kirche wird gepflegt, Bibeln in deutscher und russischer Sprache liegen auf den Holzbänken. Die Leiterin der ansässigen Näherei erlaubt uns, ihr Haus zu besichtigen. Die Ausstattung der hellen, sauberen Räume ist einfach, bietet aber einen Komfort. Im Hof parkt ein deutsches Auto. „Ja“, gibt sie zu, „es hat am Anfang große Reibereien mit den Ukrainern gegeben. Denn die waren neidisch auf unsere Häuser, die zwar Eigentum der ukrai-

nischen Regierung sind, uns aber kostenlos zur Verfügung gestellt wurden.“ Dann zeigt sie uns ihren Betrieb: Zehn Frauen sitzen an Nähmaschinen und schneiden Kleider aus einem Otto-Katalog nach, die sie Gewinn bringend an Boutiquen in Odessa verkaufen.

An der Potemkin-Treppe, dem Wahrzeichen der Stadt, werden wir wieder mit dem Erbe des real existierenden Sozialismus konfrontiert. Sergej Eisenstein drehte hier 1925 den berühmten Stummfilm „Panzerkreuzer Potemkin“, in dem der Matrosenaufstand von 1905 auf eben jener Treppe von zaristischen Truppen blutig niedergeschlagen wird. Einst, so zeigen die Aufnahmen, endeten die Stufen direkt im Meer. Heute blickt der Besucher am unteren Ende auf hässliche Hafengebäude, die zudem durch eine Straße von der Treppe getrennt werden!

Mediterranes Jalta

Der Nachtzug bringt uns in vierzehn Stunden nach Simferopol, die Hauptstadt der Krim – eine Halbinsel, die von Norden ins Schwarze Meer ragt und so groß wie Sizilien ist. Von den knapp drei Millionen Bewohnern sind 1,6 Millionen Russen, 625 000 Ukrainer und 260 000 Krimtataren. Schließlich in Jalta angekommen, dem Ausgangspunkt unserer Tagesfahrten, wähen wir uns in einer anderen, noch mediterraneren Welt. Geschützt von den steilen Krimbergen, liegt die Stadt (mit knapp 90 000 Einwohnern) an der Südküste etwa auf der Höhe von Genua.

Das milde Klima machte Jalta schon zur Zarenzeit zum beliebtesten Kurort der damals vornehmen Gesellschaft Russlands, später der Werktätigen aus der gesamten Sowjetunion. Und noch immer prägen Sanatorien

und Hotels die Küstenlandschaft. Viele sind einfach nur hässliche Bettenburgen, einige halb fertige Ruinen. Das wohl schönste Kurhaus der Krim steht im Vorort Liwadjija, der Weiße Palast – der Sommersitz des letzten Zaren Nikolaus II. –, von 1910 bis 1911 aus hellem Sandstein im italienischen Renaissancestil gebaut. Die üppige fast subtropische Vegetation von Magnolien, Seidenakazien, Glynizien und Oleander des dazugehörigen Parks hat den Charme dieser längst vergangenen Epoche bis heute bewahrt. Im ersten Stock besichtigen wir die Wohnräume der Romanows. Doch es ist das Erdgeschoss, das uns eigentlich mehr in seinen Bann zieht: Hier trafen sich vom 4. bis 11. Februar 1945 die Staatschefs der alliierten Großmächte, Churchill, Roosevelt und Stalin, zu der historischen Jalta-Konferenz, festgehalten auf dem berühmten Abschiedsfoto, das auf Anregung Stalins im italienischen Innenhof aufgenommen wurde und damals um die Welt ging.

Tschechow-Museum

Die lange, auch jetzt noch belebte Uferpromenade von Jalta wird von Palmen, immergrünen Bäumen und zahlreichen Cafés gesäumt. Hier spielt auch der Roman *Die Dame mit dem Hündchen* von Anton Tschechow, dem berühmtesten Bürger der Stadt. An Tuberkulose leidend, siedelte er sich 1898 am Stadtrand an und verbrachte in dem weißen zweistöckigen Haus seine letzten sechs Jahre. Seit 1921 Museum, entstanden hier seine größten Werke, darunter: *Drei Schwestern*, *Der Kirschgarten* und *Die Braut*. Die Innenräume sind auf Initiative der Schwester Tschechows unverändert geblieben, sie atmen noch immer die uns recht düster erscheinende Atmosphäre, wie sie um die Jahrhundertwende geherrscht ha-

ben mag. Das mag aber auch an den von ihm gepflanzten Bäumen liegen, die das Haus längst überragen und den Blick aufs Meer versperren.

Die nächste Tagesfahrt geht entlang der Küstenstraße zum südwestlichen Rand der Krim, nach Sewastopol. Auf dem Weg dorthin halten wir in Goncarne, besuchen einen am Hang liegenden deutschen Soldatenfriedhof. Hierhin wurden 1998 die 3800 während des Zweiten Weltkrieges in Lazaretten Gestorbenen in Massengräber umgebettet. Die Inschrift auf dem zentralen Gedenkplatz löst heftige Diskussionen unter uns aus: „Auf diesem Friedhof ruhen Deutsche Soldaten. Gedenket Ihrer und der Opfer aller Kriege. Ihre Schicksale mahnen uns zur Versöhnung.“ Den einen missfallen die zu allgemein gehaltenen Worte, den anderen gefällt gerade die universale Formel.

„Heldenstadt“ Sewastopol

Wir bleiben der düsteren Thematik nahe, als wir in Sewastopol das Diorama über den „Sturm auf die Sapun-Höhen am 7. Mai 1944“ besuchen. Auf einem riesigen Wandbild, in einem Blickwinkel von hundert Grad, wird die Rückeroberung der Höhen durch die Rote Armee dargestellt, die im Zweiten Weltkrieg einer der am heftigsten umkämpften Orte auf der Krim waren. Damals standen in der Stadt nur noch drei Gebäude. Doch nach dem Kriege wurde Sewastopol wie Phönix aus der Asche mit Spenden aus der gesamten Sowjetunion wieder aufgebaut, wurde fortan zur „Heldenstadt“. Wenn auch auf seine propagandistische Art beeindruckend, ist bei dem Schauspiel eine historische Genauigkeit nicht zu erwarten: So rennen die immer sauberen Angreifer ungeschützt gegen die stets schmutzig dargestellten Deutschen an.

In seinen Ausmaßen wird das Diorama weit übertroffen von dem Kriegsmuseum, das den Mythos vom „Bollwerk am Schwarzen Meer“ einst begründete: vom Panorama „Die Verteidigung Sewastopols 1854 bis 1855“. Im damaligen Krimkrieg versuchten die Türkei, Frankreich und England das zaristische Russland von der Balkanhalbinsel zu vertreiben. Das vierzehn Meter hohe und 115 Meter lange Panorama zeigt den Malachow-Hügel im 360 Grad Blickwinkel, wo 75 000 russische Soldaten am 6. Juni 1855 den Sturmangriff der 173 000 alliierten Truppen abwehrten. Mittendrin ein junger russischer Offizier, der später die Sinnlosigkeit des Krieges in seinen Erzählungen festhalten wird – Leo Tolstoi.

Wir durchfahren Sewastopol, 1783 von Fürst Potemkin gegründet, das schon immer als Kriegshafen Stützpunkt der berühmten russischen Schwarzmeerflotte war und der seit 1999 ukrainisch geworden ist. Fünf Jahre lang stritten sich Kiew und Moskau über die Aufteilung der Flotte, währenddessen die illegale Ausplünderung längst vollendete Tatsachen schaffte: gestohlen und verkauft wurde alles, was nicht niert- und nagelfest war. Sogar ganze Schiffe sollen „entführt“ worden sein. Die Russen hätten das, heißt es, die „Privatisierung“ der Flotte genannt. Dies erfahren wir auf unserer Bootsfahrt durch die Nordbucht, die acht Kilometer lang ist und die Stadt in zwei Hälften teilt. Die Restbestände der Flotte sind aber immer noch Respekt einflößend, die russischen noch mehr als die ukrainischen, die still dahinrosten.

Griechische Vorgeschichte

Westlich vom Stadtzentrum stehen Überreste der antiken Krim, die Ruinen der griechischen Siedlung von Chersones. Die über

2000 Jahre alten korinthischen Säulen, Mosaikfußböden und Reste eines Theaters sind die einzigen Zeugen dieser einst blühenden Stadt. 422 v. Chr. landeten an der Westküste Tauriens, wie die Griechen die Krim damals nannten, die Galeeren der Auswanderer aus der kleinasiatischen Stadt Herakleia. Trotz der gefährlichen Lage am äußersten Rand der damaligen „zivilisierten“ Welt wuchs die Einwohnerzahl Chersones bald auf 10 000 an, das später pontisch, dann römisch wurde. In byzantinischer Zeit entwickelte es sich sogar zum bedeutendsten Kultur- und Wirtschaftszentrum der gesamten Schwarzmeerküste. Im Jahre 988 eroberte der Kiewer Großfürst Wladimir Chersones, um Byzanz zu einem Vertrag mit dem aufsteigenden Kiewer Rus zu zwingen. Er erhielt die Schwester des byzantinischen Kaisers, die purpurborene Prinzessin Anna, zur Frau – eine enorme Aufwertung für den Slawen –, aber nur unter der Bedingung, dass er das Christentum annähme. So ließ sich Wladimir in einer der Kirchen von Chersones taufen – hier fand also die legendäre „Taufe Russlands“ statt! Die Stadt selbst ging nach einem verheerenden Brand im Mongolensturm endgültig unter.

Höhlenstädte

Ein weiterer Tagesausflug führt uns ins südwestliche Bergland der Krim, in die Gegend um Bachtschissarai, wo auf engem Raum die drei großen Weltreligionen – Islam, Judentum und Christentum – vertreten sind. Wir wandern den Tafelberg Buruntschak hinauf. Nach halbem Aufstieg erreichen wir das Mariä-Himmelfahrts-Kloster, das komplett in den Fels gehauen worden ist. Entstanden im fünfzehnten Jahrhundert, war es lange Sitz des Metropoliten und Zentrum

des orthodoxen Glaubens auf der Krim. 1993 wurde die Höhlenbasilika erneut eingeweiht und wird rege besucht. Ein paar Hundert Meter weiter, auf dem Hochplateau, erblicken wir die Überreste von Tschufut-Kale, einer der vielen Höhlenstädte in diesem Gebiet. Oben angelangt, können wir den Grundriss einer kleinen Stadt erkennen, Fundamente, Straßen und zwei vollständig erhaltene Rats- und Gebetshäuser, die Kenassen. Es sollen Turkvölker jüdischen Glaubens gewesen sein, Karaimen und Chasaren, die zwischen dem sechsten und elften Jahrhundert den natürlichen Festungscharakter des Berges nutzten. Die Tataren, die im Zuge der Goldenen Horde im dreizehnten Jahrhundert auf die Halbinsel gekommen waren, eroberten schließlich Tschufut-Kale und machten es zur Hauptstadt ihres eigenständigen Staates, des so genannten Krim-Khanats, wovon noch das Mausoleum der Dschanike, einer Khanstochter, zeugt. Daneben eröffnet sich vom Rand des hier senkrecht abfallenden Bergesein überwältigender Blick auf die benachbarten Tafelberge und hinunter ins Tal.

Orientalische Kulisse

Dorthin, nach Bachtschissarai, verlegten die Krimtataren im fünfzehnten Jahrhundert ihre neue Hauptstadt, die es bis zum Anschluss der Krim 1783 an Russland blieb. Als 1503 der Architekt Aleviso de Nueva auf Einladung Zar Iwans III. auf dem Weg nach Moskau war, wurde der Italiener samt seinen Gehilfen von den Tataren „aufgehalten“ – er musste dem Khan einen „Palast in Gärten“ bauen, in dem sich noch heute byzantinische und arabische Elemente mit denen der italienischen Renaissance mischen. Wir bestaunen die luxuriös aus-

gestatteten Innenräume mit Springbrunnen, den Diwansaal, die Moschee und natürlich das Haremsgebäude. Begeistert war auch die wohl berühmteste Touristin, Katharina die Große, von dieser „orientalischen Kulisse“. Eine Inspektionsreise führte sie 1787 zum Verwalter der „Taurischen Provinz“, Fürst Grigorij Potemkin. In vorausweisendem Gehorsam ließ dieser entlang der gesamten Reisedecke auf der Krim ganze Ortschaften aus Holz und Pappmaché errichten, die eine blühende Landschaft suggerieren sollten – die Potemkinischen Dörfer.

Während der Besichtigung stehen wir unverhofft vor einer Puschkin-Büste. Der Schriftsteller besuchte 1820 den Palast und war von dem oft traurigen Schicksal der Haremsdamen so ergriffen, dass er für ein Gedicht eine alte Geschichte aufgriff. Demnach soll ein Khan über den Tod einer seiner Geliebten so traurig gewesen sein, dass er befahl, zur Erinnerung an die Verstorbene ein Wasserspiel zu schaffen, das die menschliche Trauer symbolisiere. Der Künstler schuf eine Kaskade aus weißem Marmor, an der das Wasser nur in kleinen Tropfen hinunterfließt – jenen noch funktionierenden „Brunnen der Tränen“, der durch Puschkin in ganz Russland berühmt wurde. Noch heute legt man jeden Tag zwei frische Rosen, wie einst Puschkin, in die mittlere Schale des Brunnens: eine gelbe für die blonden Frauen aus dem Norden und eine rote für die dunkelhaarigen aus dem Süden.

Schicksal der Tataren

Vor unserem Abflug nach Kiew sind wir mit Mustafa Dschemilew verabredet, dem Vorsitzenden des Tatarenrates Medschlis, einer Art Parlament. Zunächst sind wir ein wenig

enttäuscht: Der 55-jährige Mann hat nichts „Tatarisches“ an sich, ist klein und schwächling. Doch dann kommt hinter den eindringlichen Augen eine erschütternde Geschichte zum Vorschein. Die Katastrophe seines Volkes habe in der Nacht auf den 18. Mai 1944 begonnen, kurz nachdem die letzten deutschen Soldaten von der Krim vertrieben worden waren. Auf Befehl Stalins rotteten damals Sondereinheiten der Staatssicherheit ganze Dörfer der Krimtataren aus. Als Begründung galt Kollaboration mit den Deutschen (die es in Wahrheit aber nur in Einzelfällen gegeben habe). Die Überlebenden, mehrere Hunderttausend, deportierte man nach Usbekistan. „Dann kamen die Männer, die tapfer gegen die Faschisten gekämpft hatten, von der Front zurück und fragten: Wo sind unsere Frauen und Kinder? Sie wurden zu dem vermeintlichen Evakuierungsort gebracht und dort erschossen.“

In der Verbannung hätten sich die Überlebenden geschworen, eines Tages ihr Land und den Autonomiestatus zurückzufordern, den die Krimtataren schon einmal, in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts, besessen hatten. Für seinen Kampf verbrachte Dschemilew fünfzehn Jahre seines Lebens hinter Gittern, in Lagern und Gefängnissen und war einer der bekanntesten Dissidenten der UdSSR. Heinrich Böll, Andrej Sacharow und Lew Kopelew setzten sich für diesen Mann ein, der im Zuge der Perestroika zu den ersten Krimtataren gehörte, die in ihre angestammte Heimat zurückkehren durften. „Selbst wenn unser ganzes Volk, das nach Usbekistan deportiert wurde, zurückkehrt, werden wir nur zwanzig Prozent der Bevölkerung ausmachen und damit eine Minderheit bleiben.“ Zwar habe die ukrainische Regierung den Medschlis inoffiziell anerkannt, doch in

Simferopol stießen die Krimtataren auf offene Ablehnung. „Verständlich, denn die zugezogenen Russen haben unsere Häuser in Besitz genommen.“ So entstand notgedrungen am Stadtrand eine Siedlung aus einfachsten Unterkünften, die Kamenka. „Für gerade mal 3000 unserer Viertelmillion Aussiedler wurden mit staatlichen Mitteln Häuser gebaut.“

Noch schwerwiegender als die soziale und politische sei die kulturelle Lage. „Systematisch ist jede tatarische Spur zerstört worden, um die Krim als (alt)russisches Territorium auszugeben: unsere Moscheen, Schulen und Friedhöfe.“ Jüngst habe eine Tatarin den Grabstein ihres Großvaters in einer öffentlichen Toilette wiedererkannt! „Das Einzige, was die Sowjets davon abgehalten hat, auch Bachtchissarai in ‚Rote-Armee-Stadt‘ umzubenennen, war das in ganz Russland bekannte Puschkin-Gedicht.“ Nun stelle man die traditionellen Verbindungen zur Türkei wieder her, an deren laizistischen Akademien acht tatarische Imame ausgebildet werden: „Wir sind sehr für die Trennung von Staat und Religion.“ Als Abgeordneter der Rada, der dem demokratisch-zentristischen Lager nahe steht, kommentiert Dschemilew die Präsidentenwahl knapp: „Wenn die Kommunisten an die Macht gelangen sollten, kämpfen wir wieder im Untergrund weiter. Denn wir sind das Volk, das jedem Hügel hier seinen Namen gegeben hat.“

Spuren der Katastrophe

Der letzte Tag unserer Exkursion beschert uns in Kiew noch einen sonnigen Herbst, der uns allerdings in das dunkelste Kapitel der jüngsten Vergangenheit führt. Wir suchen das Denkmal von Baby Jar und finden es nach einigem Umherirren nahe dem

Fernsehzentrum in einem Kulturpark. Vor knapp 60 Jahren lag das Gelände noch außerhalb der Stadt. Eine lange, tiefe Schlucht befand sich hier. Sie wurde ein Massengrab. Im September 1941, kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht, sollten sich alle Juden Kiews zur „Umsiedlung“ einfinden. Die Deutschen rechneten mit ein paar Tausend, 33 000 kamen und fanden im Kugelhagel den Tod. Anschließend sprengten Pioniere die Wände der Schlucht. Nach dem Krieg ebneten die Sowjets sie ganz ein. Auf internationalen Druck hin wurde 35 Jahre nach dem Massaker, am 29. September 1976, ein Denkmal eingeweiht. Da man es nicht auf dem Gelände der ehemaligen Schlucht anlegen wollte, die nun ein Freizeitpark geworden war, entschied man sich für einen etwas entfernteren Ort. Auf dem Text des Denkmals wurden die Juden nicht erwähnt. Erst 1991 konnte eine jüdische Gedenkfeier stattfinden, 1993 kam ein zweites Denkmal in Form einer Minora hinzu.

Demokratischer Weg?

Eine Woche nach den ukrainischen Präsidentschaftswahlen am 31. Oktober 1999 erregte wieder ein Bericht öffentliches Aufsehen. Die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) prangerte „schwerwiegende Unregelmäßigkeiten“ an: Die Abstimmung sei nicht „vollständig demokratisch“ verlaufen, ja bei der Stichwahl am 14. November seien noch mehr Unregelmäßigkeiten aufgefallen als beim ersten Wahlgang. Dennoch entspreche die Wiederwahl Leonid Kutschmas angesichts seines Stimmenvorsprungs eindeutig dem Volkswillen. Die USA, kündigte Sprecher Rubin an, würden weiter mit Kiew zusammenarbeiten, um

den Weg zur Demokratie und Marktwirtschaft zu ebneten.

Sieht so eine offenkundig vom Staatsoberhaupt manipulierte „Schicksalswahl“ aus? In einer der größten osteuropäischen Nationen bleibt alles beim Alten. Und doch soll die Tatsache, dass 56 Prozent der Wähler in der Stichwahl gegen den kommunistischen Herausforderer stimmten, ein deutliches Zeichen für den demokratischen Weg sein, eine geschichtliche Wahl zu Gunsten Europas?

Steppenrand europäischer Geschichte

Warum die Ukraine heute vor dem Dilemma steht, zwischen Ost und West wählen zu müssen, gehört zu den wichtigsten Erkenntnissen, die wir nach dieser anstrengenden und zugleich außerordentlich ergiebigen Exkursion mit nach Hause nahmen. Die Krux der Entscheidung entweder für die Ostbindung, de facto eine slawische Union unter Führung Russlands, oder für die Westorientierung, das heißt zunächst eine assoziierte, dann volle Mitgliedschaft der Europäischen Union, liegt in der geographischen Dimension begründet. Die Ukraine lag jahrhundertlang am Kreuzpunkt von Handelswegen zwischen Schwarzem Meer und Ostsee, zwischen dem Orient und Mitteleuropa. Daher ist das Grundelement ihrer sehr bewegten Geschichte das Aufeinandertreffen von slawisch-christlicher und turko-tatarischer, islamischer Welt. Zum anderen führte die Grenzlage dazu, dass der Ukraine immer wieder die bedeutende Rolle einer Vermittlerin zwischen Ost und West zukam. Als Sinnbild dieser Grenzlage nennt Andreas Kappeler die Kiewer Sophienkathedrale, „die bedeutendste orthodoxe Kirche des ostslawischen Mittelalters, die im Innern

prachtvolle byzantinische Mosaiken aufweist und von außen den Anblick einer Barockkirche bietet“. Am besten jedoch ließ sich für uns die Verortung der Ukraine am Beispiel der Krim verdeutlichen: noch nicht wirklich Asien, aber auch schon nicht mehr ganz Europa.

Verständliche Skepsis

Warum sich die ukrainische Gesellschaft, im Gegensatz etwa zur polnischen oder ungarischen, so schwer mit dem Transformationsprozess tut, ist mit der Mentalität zu erklären. Zwei Weltkriege, ein Bürgerkrieg, Zwangskollektivierung, die Hungersnot und die Unterdrückung der ukrainischen Sprache und Kultur in über hundert Jahren führten zu einer vorsichtigen Zurückhaltung gegenüber Neuem, so auch gegenüber Demokratie und Marktwirtschaft. Das nun herrschende Klan-Nomenklatura-System, das aus der Ukraine eines der korrumpier-

testen Länder der Welt gemacht hat, haben wir facettenreich kennengelernt, aber nicht wirklich ergründen können. Hoffnungs-schimmer sind, wie so oft auf unseren Reisen, die jungen Generationen, die an Deutschland und Europa interessierten Studenten.

Unsere Fahrt, speziell durch Kiew, Sewastopol und Jalta, hat uns nachhaltig vor Augen geführt, in welchem wesentlichen Maße in den Regionen am Steppenrand europäische Geschichte geschrieben wurde. Wie das Europa des 21. Jahrhunderts aussehen wird, könnte laut Zbigniew Brzezinski von diesem historischen Grenzland abhängen: „Die Ukraine ist von entscheidender Bedeutung, weil ihre bloße Existenz als unabhängiger Staat zur Umwandlung Russlands beiträgt. Ohne die Ukraine ist Russland kein eurasisches Reich mehr. Verlöre die Ukraine ihre Unabhängigkeit, so hätte das unmittelbare Folgen für Mitteleuropa.“

Maßstab für die Kultur

„Sage mir, wie ein Land mit seinen schlimmsten politischen Gegnern umgeht, und ich will dir sagen, was es für einen Kulturstandard hat.“

Kurt Tucholsky (1890–1935)